

SONJA WEICHAND

DIE
EINDRINGLICHKEIT
DER WELT

ROMAN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über dnb.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-734-73321-5

© 2023 Sonja Weichand
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Kristina Wengorz
Umschlag- und Innengestaltung: Herr K | Jan Kermes
Herstellung: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Immersive (= dt.: eindringlich)

Bei perfekter Immersion können Anwender:innen nicht mehr zwischen virtueller Realität und echtem Leben unterscheiden.

1.

Alles, was uns berührt, bleibt. Als würden sich Erinnerungen mit winzigen Tätowiernadeln in die Herzwand ritzen. Jede neue Begegnung stellt Tinte bereit. Unsere Haut nimmt von Geburt an alle Farben des Lebens auf, sei es ein erster Gegenwind im Gesicht, ein Streicheln zur Ruhigstellung oder ein liebevoller Kuss. Wir können unsere Nervenzellen aber auch der Umgebung entgegenstrecken. Tastend lernen wir das Außen kennen und verinnerlichen es. Wenn wir älter werden und uns entscheiden, Dinge oder Menschen zu berühren, schreiben wir auf diese Weise selbst mit an dem Kunstwerk, das die Wände unseres Herzens schmückt. Zusammen machen all diese tätowierten Stiche am Ende unsere Persönlichkeit aus und verdichten sich schließlich zu der Lebenslinie, die unsere Geschichte erzählt.

So betrachtet war Monas Lebenslinie bisher ein fast farbloser, dünner Strich.

Mona schlug die himmelblaue Decke zurück, blinzelte auf das Familienfoto, das auf dem Schränkchen neben ihrem Bett stand, tapste noch verschlafen zu dem Erinnerungstück hinüber, hob es näher zum Gesicht und schmunzelte über die Zahnücke, auf die sie damals so stolz gewesen war. Wenn es ihr morgens schwerfiel, sich zu bewegen, wenn sie am liebsten liegen geblieben wäre, half ihr ein Blick auf das Foto ihrer strahlenden Eltern, die hinter einem kleinen Mädchen mit einer überdimensionalen Schultüte im Arm standen.

Es sagte ihr, dass dieses Leben echt, dieses Gefühl der Leere in ihr nur Einbildung war. Vor allem gab es ihr für einen Moment die Gewissheit zurück, tatsächlich zu existieren.

Mona wusste nicht, dass sie ins Nichts griff und lediglich auf der perfekt gekrümmten Linse vor ihren Augen das Bild eines Bildes mit emotionsanregendem Inhalt eingeblendet wurde. Und sie ahnte ebenso wenig, dass von den drei lächelnden Gesichtern in dem kleinen scheinbar hölzernen Rahmen nur eines aus Fleisch und Blut war.

Wäre sie sich dessen bewusst gewesen, sie wäre wohl kaum weiter in Richtung Küche getrottet, um sich am Gourmaten zwei Croissants, eines mit edler Bitterkonfitüre, eines mit feinem Schokoladen-Haselnuss-Mus, in den Mund schieben und anschließend einen Kaffee aus frisch gemahlene Bohnen hinterherschütten zu lassen. So beunruhigte Mona höchstens, dass sie die Snooze-Funktion ihres Digitalweckers wieder bis zum Äußersten ausgereizt hatte und ihr deshalb nur zwanzig Minuten bis zur Präsentation ihres neuen Gemäldes auf Painture blieben.

Trotz der angebrachten Eile konnte ihr den Genuss am Tagesanfang keiner nehmen. Mona lebte für Frühstück, Mittagessen und Abendessen. Jetzt ließ der Gourmat, in den sie ihren Kopf steckte, ein letztes mundgerechtes Stückchen der zuvor getippten Bestellung in ihren Mund fallen. Im Gegensatz zu den anderen Gegenständen in Monas Küche existierte das große, silberne Gerät an der vermeintlichen Zimmerdecke tatsächlich, und es kochte erstklassig. Das Herzstück des Gourmaten war der kleine, schwarze Kasten auf Monas Augenhöhe mit dem biegsamen Schlauch, der die Essenshäppchen und Getränke servierte. Seine sensible Videosensorik erkannte den besten Winkel und die perfekte Abwurfhöhe für jedes Lebensmittel. Mona musste einzig ihren Kopf in den Nacken legen und den Mund öffnen.

Ihre Zunge, noch umhüllt von feinem Kaffeegeschmack, tastete nach dem bröseligen süßen Teilchen. Eine hauchdünne Schicht aus bitterer Aprikosenkonfitüre umschloss das Gebäckstück. Es zerfiel in Monas Mund in Moleküle, von denen ihre Mundschleimhaut am liebsten jedes einzelne umschlossen und direkt absorbiert hätte, anstatt ihnen ihren natürlichen Gang durch die Speiseröhre zuzugestehen. Doch notgedrungen schluckte die junge Frau ein letztes Mal und genoss den süß-bitteren Augenblick des Abschieds, als der Brei ihre Speiseröhre hinunterrutschte. Der Gourmat war gut gefüllt, und wäre mehr Zeit gewesen, Mona hätte sich kaum zurückhalten können, ausgiebiger zu frühstücken.

Aber nun eilte sie, angeregt durch den heißen Kaffee, dessen Koffein in ihren Adern zirkulierte, ins Badezimmer, hielt ihr fleischiges Kinn auf die dafür vorgesehene Markierung über dem Waschbecken und wartete, bis die Frische ihr Gesicht gestreift hatte. Das Reinigungsritual, das darin bestand, einen feuchten Nebel über ihre Wangen zu sprühen, war – so die offizielle Begründung – wegen der knappen Wasserreserven auf wenige Sekunden pro Tag begrenzt. Aus demselben Grund ließ sich die elektronische Zahnbürste nur dreimal täglich auslösen.

Das wundervolle Schrubben hatte sie als Kind süchtig gemacht. Es war anders als alles, was sie kannte. Sie liebte es, wie die Bürste über jeden einzelnen Zahn fuhr, von oben nach unten, von links nach rechts, und dann den nächsten, wieder von oben nach unten, von links nach rechts, und den nächsten ... Ihre Eltern hatten sie damals kaum vom Waschbecken wegbekommen und einzig eine plötzliche Ressourcenschonungsmaßnahme hatte ihrer Zahnputzsucht ein abruptes Ende gesetzt. Sie erinnerte sich nur flüchtig daran. Geblieben war Mona das Glück, das sie verspürte, sobald sich die Bürste ihrem Gesicht näherte.

Viel zu schnell waren die drei Minuten Zahnpflege vorbei und Mona wandte sich der Toilette zu. Durch einen Knopfdruck löste sie den Mechanismus aus und der Schlauch für ihre Ausscheidungen koppelte sich automatisch an ihren Anzug. Sie lauschte im Stehen ungeduldig dem kurzen Schmatzton, den der Unterdruck im Rohr erzeugte, während der Schlauch ihren Urin und Kot in das Abwasserrohr saugte. Ihr schwarzer Anzug, der alles an ihrem Körper außer dem Kopf umschloss, reinigte sich geräuschlos. Doch davon, wie von allem anderen auf der Welt, spürte Mona nichts. Sie nahm den Anzug, den sie seit ihrem zweiten Lebensjahr am Körper trug, als zweite Haut wahr. Sie kannte nur diese Bekleidung – Tag und Nacht. Als sie noch gewachsen war, hatte es stets einer Narkose bedurft, um den nächstgrößeren Anzug anzupassen und den alten zu entsorgen. Für Mona waren Finger schwarz, denn so zeigte auch der winzige Bildschirm vor ihren Augen die Hände. Als Kleinkind hatte ihre Mutter sie mit solchen Händen davon abgehalten, sich ihr zu nähern, in der Schule der Lehrer mit solchen Händen die nächste Seite seiner Projektion weitergewischt, und ihre Chefin hatte ihr den Arbeitsvertrag in der Online-Galerie mit schwarzen Fingern überreicht. Der Anzug war Monas Schutzhülle, ihre Uniform, die sie allen anderen Menschen gleichmachte. Mona war es ein großes Anliegen, genauso wie die anderen zu sein. Dazu gehören. Normal zu sein.

Eine Möglichkeit, gesellschaftliche Anerkennung zu bekommen, war es, einen guten Job zu machen. Vielleicht würde sie schon heute ihr neues Gemälde verkaufen. Eilig lief sie hinüber ins Arbeitszimmer, um alles für ihre Präsentation herzurichten.

Die junge Frau wirkte so hilflos auf Brandon. Ganz verlassen stand sie in der leeren Halle, deren schwarze Wände nichts

von der Fülle an Technik dahinter verrieten. Sie hatte starkes Übergewicht, seiner Schätzung nach zwanzig oder dreißig Kilo zu viel, und trug einen hautengen Anzug, der jede einzelne Welle ihres Körpers nachzeichnete. Ihre Hände griffen permanent ins Nichts. Sie schienen dort etwas zu tun, das niemand außer ihr sehen und sie selbst ganz gewiss nicht *begreifen* konnte. Die Leere um sie herum war beeindruckend, er konnte sich nicht erinnern, jemals selbst in einem so großen Raum ohne Menschen und ohne Dinge gestanden zu haben. Das erschien ihm als die vollkommene Einsamkeit.

Dieses erste Bild hinter der Glasscheibe hatte sich in Brandons Kopf gebrannt, noch ehe er seinem künftigen Kollegen die Hand reichte. Er hasste es, dass sich hier alle duzten, denn so musste er seinen Vornamen nennen.

Innerlich verfluchte er mal wieder seine Mutter, die ihn nach einem bekannten Sänger benannt hatte, der in ihrer Kindheit eine Musikrichtung mitgeprägt hatte, die sie träumerisch »Indie« nannte. Für ihn waren die Songs von damals nicht nur längst vergangene Musikgeschichte, sein Vorname war auch der einzige Makel in seiner Außendarstellung. Er fühlte sich ansonsten unbesiegbar und das strahlte er aus: Andere Menschen hätten sich von Brandon, der ähnlich viel mit Zahnmedizin zu tun hatte wie mit spanischem Folkloretanz, problemlos zu einer Wurzel-Operation überreden lassen und wären sogar glücklich darüber gewesen, sich während des Eingriffs in seiner Nähe zu wissen. Aufgrund seiner Erscheinung war ihm bisher vieles in den Schoß gefallen, wofür andere sich ihr Leben lang ein Bein ausrissen.

Berührung war dabei die Währung, in der ihn die Menschen für seine Anwesenheit belohnten. Ob es eine flirtende ältere Kassiererin im Supermarkt war, die wie zufällig sein Handgelenk streifte, ein Dozent, der ihn besser benotete als seinen aknegeplagten Sitznachbarn und ihm über den Hinterkopf

fuhr, wenn er ihm seine Arbeit zurückgab, ein enger Freund, der ihn zur Begrüßung an sich drückte, oder unkomplizierter, erfüllender Sex mit den hübschesten Frauen, die an seiner Universität herumliefen. Für Brandon war alles Leichtigkeit, er schwebte mehr durch seine Tage, als dass er sie durchlebte. Sein Name passte nicht zu diesem Bild, er warf im Gegenüber Fragen auf. Brandon glaubte daher, seine Mutter hätte ihn absichtlich so genannt, um ihrer Sehnsucht nach Unperfektheit Ausdruck zu verleihen.

»Ich bin Max.«

Der übergewichtige Typ, der ein T-Shirt mit einem Szenenbild aus dem Filmklassiker »The Tomorrow Club« trug, lächelte, lüftete sein enormes Headset, streckte ihm seine schwabbelige Hand entgegen und beschäftigte sich keine Sekunde mit Brandons Namen. Er fragte auch nicht wie so viele andere, woher er komme oder ob er englische Wurzeln habe. Namen beeindruckten Max nicht, selbst wenn Brandon »Eunochus der Vierzehnte« oder »The Great Enterer« geheißen hätte. Die zwanzig Jahre Altersunterschied ließ er Brandon ebenso wenig spüren. Stattdessen sah Max seinen neuen Kollegen neugierig an, wie er sonst Videos zu technischen Problemlösungen in Internetforen betrachtete.

»Herzlich willkommen«, mit einer ausholenden Geste wies er in Richtung des freien Arbeitsplatzes, vor dem zwei Bildschirme standen.

Verglichen mit den fünf Geräten auf Max' Seite war Brandons Schreibtisch geradezu spartanisch eingerichtet. Außerdem waren die Bildschirme noch schwarz, während auf denen seines Kollegen gleichzeitig Bilder, Messdaten und Videomitschnitte aus der Halle abliefen.

Max bemerkte Brandons beeindruckten Blick und lächelte cool, ließ sich wieder in seinen rollenden Cyber-Bürostuhl in Giftgrün fallen und setzte in einem quasselnden Singsang,

den er sich bei den Online-Spielen mit seinen virtuellen Freunden angewöhnt hatte, an:

»Ja, bisschen mehr Technik als ihr Biologie-Freaks, brauchen wir schon. Ich bin da im Grunde nur die Spitze des Eisbergs. Du hast dich nicht zufällig zuerst zu den Kolleg:innen in den Technikraum nebenan verirrt, oder?«

Brandon schüttelte eilig den Kopf, kam aber nicht dazu zu antworten.

»Das passiert nämlich den meisten. Manche landen sogar beim Psychologieteam gegenüber. Natürlich nur für eine kurze Sitzung – die wenigsten werden gleich dabehalten.« Max schmunzelte und deutete auf die gegenüberliegende Hallenseite, auf der Brandon hinter dem Sichtglas zu Recht die Kolleg:innen der Abteilung Psychologie vermutete.

»Also sooo viele Neue haben wir hier nicht, aber wenn, dann solche wie dich ...« Er ließ ein glucksendes Lachen hören. »... also kein Diss jetzt oder so. Bei Occasio sind wir im Grunde eine Familie – nur ab und an entdeckt Professor Frenzen mal ein Genie, das er unbedingt noch beim Projekt dabeihaben will. Obwohl ... direkt in die Beobachtungsstation hat er noch keinen gesteckt ...«

Er ließ eine respektvolle Pause.

Brandon überlegte, ob er seinen Kollegen aufklären sollte, dass er Frenzen bereits seit seinem ersten Tag an der Universität kannte und ihr gegenseitiges Vertrauensverhältnis ein Grund dafür war, dass er das Praktikum sofort nach seinem Abschluss antreten durfte. Für einige Sekunden dachte er sogar daran, seinen 1,0-Durchschnitt zu erwähnen.

Bevor er sich jedoch dazu hätte durchringen können, fuhr Max bereits fort: »Also Props an dich, du scheinst was zu können. Ich hab von eurer Verhaltensbiologie keine Ahnung. Dafür kenn ich mich ganz gut mit Knöpfen und Schaltern aus.«

Max tippte einige Befehle in die Tastatur vor sich, lauschte kurz in das Headset und versicherte: »Macht gerade ihre fünf Minuten Pause, weil sie gleich eine wichtige Präsentation hat.«

Genauso gut hätte er dem Neuen das Innere einer Raumfahrtkapsel technisch erläutern können, Brandon sah ihn nur stumm an, versuchte ein Nicken, hielt das dann aber für übertriebene Zustimmung.

Seine Mutter hatte ihm beigebracht zu fragen, wenn er etwas nicht verstand. Sie wäre stolz gewesen, als Brandon sagte: »Sorry, da bin ich jetzt nicht mitgekommen.«

»Mona ruht gerade ihre Augen aus. Die Fünf-Minuten-Pausen haben wir ihr anezogen, damit ihr optisches Nervensystem nicht überlastet wird. So vermeiden wir größtenteils Motion Sickness. Alle eineinhalb Stunden ist das Pflicht, heute hat sie aber eine wichtige Präsentation bei der Arbeit und dann ist das vorab Standard, verbunden mit einer Meditation. Hat der Professor dich noch nicht in die Details eingeführt?«

Brandon blickte auf den Videobildschirm vor Max und dann durch die Scheibe in die Halle. Tatsächlich hatte Mona die Augen geschlossen und saß ganz aufrecht und auffällig atmend auf einem Betonklotz.

»Nein«, antwortete er fast tonlos und starrte weiter fasziniert auf die Frau im schwarzen Anzug. Er freute sich bereits darauf, die ersten Versuchsreihen zum Verhalten dieser ungewöhnlichen Testperson zu starten. Nach und nach, so war er überzeugt, würde er in diesem Projekt ankommen und dann würde sich alles wie immer zu seinen Gunsten entwickeln.

»Na ja, ist echt selbsterklärend. Das meiste kriegst du schnell mit. Den Rest erklär ich dir. Gerade chillt sie auf ihrem Lieblingssessel.« Max wies auf den Bildschirm direkt

vor sich, der einen ockergelben Lehnstuhl zeigte, auf dem jemand mit Monas Körpermaßen saß.

Auf dem Bildschirm daneben waren von diesem Stuhl nur ein kleiner Teil der Sitzfläche sowie Monas Beine und Hände zu sehen, denn das Kamerabild entsprach der Sicht der Versuchsperson selbst.

Als wäre man im Kopf dieser Person, dachte Brandon, und würde ihre Welt im wahrsten Sinne des Wortes durch ihre Augen wahrnehmen. Der Raum um sie herum wirkte auf ihn wie ein ganz normales Wohnzimmer. Er hätte einer der jungen Frauen gehören können, mit denen er im letzten Jahr geschlafen hatte. Nadja. Oder Annika. Oder Marianne. Eine Gänsehaut überlief Brandon, als sein Blick vom Bildschirm zurück in die leere Halle mit dem Betonklotz fiel. Nun entdeckte er noch einen weiteren länglichen Betonvorsatz, den er sogleich korrekt als Monas Bett identifizierte, sowie entsprechende Klötze als Stühle in Küche und Schlafzimmer.

»Und was ist euer aktuelles Biolog:innen-Projekt?« Max stellte die Frage aus Höflichkeit, sein Interesse hielt sich in Grenzen.

Brandon entging das nicht und er murmelte deshalb für seine Begeisterung ungewöhnlich knapp: »Wir untersuchen Schwankungen im Hormonhaushalt, wenn die Versuchsperson mit Männern konfrontiert wird. Das gehört zu der großen Fragestellung: ›Wie verhalten sich Menschen, die ohne Sensory Perception leben?«

»Ah«, machte Max vielsagend und horchte wieder in seine Kopfhörer. »Auf jeden Fall schön, dass du im Team bist. Mona braucht in einer Minute meine volle Konzentration – daher: noch irgendwelche drängenden Unklarheiten?«

»Seit wann bist du denn beim Projekt dabei?« Brandon hatte das Gefühl, der grüne Cyberstuhl und Max gehörten quasi zum Inventar.

»Puh, ewig! Als wir vor einundzwanzig Jahren mit der Versorgungslösung IV gestartet sind, war ich Praktikant – wie du jetzt. Von den Experimenten davor kenn ich nur Geschichten. Technisch waren wir damals jedenfalls schon so weit wie heute. Die Immersion war bereits perfekt. Das Problem bei den vorherigen Versuchen waren eher die Narrative. Die Versorgungslösungen I bis III scheiterten an unserem fehlenden Wissen über menschliches Verhalten in der VR.«

Brandon wusste nichts von vorherigen Projekten. Er hatte erst vor drei Wochen zum ersten Mal überhaupt von Occasio gehört. Mit VR aber kannte er sich aus – er hatte als Jugendlicher oft Spiele in Virtuellen Realitäten gezockt, stundenlang als T-Rex andere Dinosaurier durch Dschungellandschaften verfolgt oder sich als Fliegerkommandant einer Weltraumarmee Horden von Aliens entgegengestellt.

Das hier war anders: Die dicke junge Frau trug keine Brille, wie seine Kumpels und er sie sich immer aufgesetzt hatten.

Brandon bereute, Professor Frenzen vorab nicht genauer zu dem Projekt befragt zu haben. Wenn es bereits gescheiterte Versuche gegeben hatte, war auch die Versorgungslösung IV keineswegs die sichere Autobahn in seine berufliche Zukunft, auf deren Überholspur er sich gewöhnt hatte.

»Welches Verhalten in der VR war denn unerforscht?«, fragte er neugierig.

»Boah, mit den Geschichten könnte ich jetzt ganze Streamingkanäle füttern. Aber sagen wir mal so: Ab dem Zeitpunkt, als wir Simulationsmodelle erzeugen konnten, die in Echtzeit reagierten, das Eye-Tracking perfektioniert war und wir die Displays im Linsengrößenbereich hatten, konnten die Leute in der VR realistisch interagieren. Seitdem war das Hauptproblem Sex.« Max machte eine kurze, bedeutungsvolle Pause und hielt den Blickkontakt. »Alle Versuchspersonen wollten ihn. Die ganze Zeit. Haptic Feedback war eine

Katastrophe. Die ständige Selbstbefriedigung führte zu körperlichen Problemen. Genau genommen zu Abhängigkeit, da können dir die Psychos aber mehr drüber erzählen. Meine Vorgänger:innen hat es, glaub ich, irgendwann genervt, sich den ganzen Tag Porno-Szenen anzuschauen und die Versuchspersonen in der Halle ständig mit haptischen Reizen über die Anzüge vollzuballern. Das ist deutlich entspannter, seit das Autor:innenteam sich dieses Narrativ mit der berührunglosen Gesellschaft ausgedacht hat. Mona ist die Unschuld in Person. Ich mag sie irgendwie.« Sich selbst bestätigend nickte er Brandon zu und klappte sich seine Kopfhörer über die Ohren.

Von einem auf den anderen Moment versank er in seinen fünf Bildschirmen und Brandon wagte nicht, ihn noch einmal anzusprechen.

Da fuhr Max plötzlich wieder aus seiner Arbeit auf und fragte ahnungsvoll: »Aber Professor Frenzen kommt heute nicht hier rein, oder?«

»Doch«, antwortete Brandon wahrheitsgemäß, »der wollte mich später abholen.«

Schlagartig wich die Leichtigkeit in Max' Gesichtszügen großen entsetzten Augen. Brandon verspürte ein seltsames Unwohlsein in der Magengegend, das er sich nicht erklären konnte. Max hatte bisher auf ihn nicht sonderlich autoritär gewirkt.

Alles hatte seinen festen Platz. Mona fuhr ihren Laptop hoch und legte sich ihre Arbeitsutensilien zurecht, als würde sie gleich beginnen zu malen. Sie holte die Stifte einzeln aus ihrem Mäppchen, drehte jeden liebevoll in der Hand und richtete ihn dann senkrecht zur Tischkante aus. Die ganze Farbpalette von hell nach dunkel. Ein Hauch von Farbe stieg ihr dabei in die Nase und ließ sie gleichmäßiger atmen. Das Blut

schoss aber immer noch eilig durch ihren Körper. Obwohl sie schon viele Bilder bei Painture präsentiert hatte, war jede neue Vorstellung etwas Besonderes. Das Marketing-Team, das später ihr Bild möglichen Interessent:innen verkaufen sollte, würde dabei sein, außerdem ihre Chefin sowie das gesamte Kollegium. Auch Timur. Womöglich war speziell dieses Wissen, überlegte Mona, für ihren erhöhten Puls verantwortlich.

Ihr blieben noch vier Minuten bis zum Start der Präsentation. Mona war bewusst, dass sie jetzt nicht malen würde, trotzdem gaben ihr die Stifte zu ihrer Rechten ein gutes Gefühl, zu ihrer Linken wartete die Notiz-App auf Erinnerungswürdiges. Sie startete das Programm, in dem alle ihre Kunstwerke abgespeichert waren, und öffnete ihr letztes Bild, das sofort im Raum hinter ihr Gestalt annahm. Es hatte noch keinen Namen. Um eine lila Säule im Zentrum des 3-D-Bildes schlängelten sich unterschiedlich farbige Linien nach oben, sie liefen ineinander, verschwammen an ihren Rändern, wurden stärker, drifteten auseinander und wieder zusammen, ergossen sich wie in einem Regenbogen in breiteren und schmaleren Streifen rings um die Säule. Aus jeder Perspektive war das Bild anders.

Mona konnte nicht sagen, was es darstellte. Am ehesten ein Gefühl. Dieses 3-D-Gemälde versuchte, die Stimmung einzufangen, die in ihr aufkam, wenn sie Musik hörte. Es waren Linien von tiefstem Schwarz und dunklem Kobaltblau dabei, die bedrückend waren, aber auch helle Grün- und Gelbtöne, die von Sehnsucht erzählten, sowie kräftiges Rot, das sie mit Wut verband. Besonders mochte sie die Ränder der jeweiligen Farbe, an denen sie viel mit Airbrush-Technik gearbeitet hatte. Diese Unschärfe, dieses Ineinandergleiten von Hintergrund und Gemälde, diese Unklarheit war das, was der Aussage, die Mona treffen wollte, am ehesten entsprach. Zu

ihrem Glück musste sie nur ein einziges Mal Worte für ihr Kunstwerk finden – heute. Danach würden andere darüber sprechen, ihre Assoziationen aufzählen und Monas Sicht als ihre eigene verstehen.

Anfangs war Mona vom Erfolg überrascht worden. Ihre Eltern hatten sie zwei Jahre zuvor, direkt nach dem Abitur, ermutigt, sich als Künstlerin bei großen Online-Galerien zu bewerben. Tagelang hatte sie wartend vor dem Laptop verbracht und auf das Piepsen des E-Mail-Eingangs gehofft. Die Zusage der größten Galerie im Netz wirbelte ihre kleine Welt schließlich so durcheinander wie die Flocken in einer Schneekugel.

Als sie bei Painture anfang, war ihre Erwartungshaltung durch die vorsichtigen Zukunftsprognosen, die ihre Chefin entwarf, gedämpft. Sie ging keineswegs davon aus, überhaupt Bilder zu verkaufen.

Doch scheinbar hatten die Leute vor ihren Computern nach ihrer Kunst gehungert, so schnell rasten die Balken der Gebote nach oben, wenn eines ihrer Gemälde zum Verkauf online ging. Egal, was Mona malte, alles kam an, alles fand seine Fans. Mittlerweile rechnete sie fest damit, dass man ihre Bilder kaufte. Ihr Erfolg war programmiert, von Serotonin-Pegel-steuernden Algorithmen festgelegt, sie hielt ihn jedoch für Können mit einem Quäntchen Glück.

Sie wusste dieses Glück zu schätzen – nicht allen war das vergönnt. Timur schuf zwar außergewöhnlich eindruckliche Bilder, aber die Dunkelheit, die einen aus seinen Werken förmlich ansprang, schreckte potenzielle Käufer:innen ab. Sie passte so gar nicht zu dem strahlenden, gut gelaunten Timur, den Mona von ihren Präsenz-Treffen kannte. Wenn sie alle einmal im Monat bei Painture zusammenkamen, »Plauderstunde« nannte das ihre Chefin, war er der fröhliche Typ, der alle unterhalten konnte. Sie liebte es, wie die leichte

Welle in seinem braunen Topfhaarschnitt schwang, wenn er lachte. Mit seinen fast zwei Metern Größe und seinem beachtlichen Körperumfang überstrahlte er jede Runde und Mona war schon bei ihrer allerersten Begegnung aufgefallen, dass Timur einen wunderbaren Duft nach Tannennadeln ausströmte, der sie an Waldspaziergänge mit ihren Eltern erinnerte. Es war tatsächlich die exakt gleiche Duftkomposition – die olfaktorische Abteilung hatte es sich leicht gemacht. In Timurs Nähe fühlte sich Mona sofort geborgen.

Dann war ein zweites Gefühl hinzugekommen, von dem niemand etwas wusste. Trotz der Dauerüberwachung ihrer Körperfunktionen konnte niemand in Monas Fantasie sehen. Dort gingen plötzlich Dinge vor, die für sie unaussprechlich waren: Sobald Timur auftauchte, spürte sie ein inneres Flattern. Zwar kannte sie das Gefühl der Furcht, wenn sie mit fremden Menschen reden musste, doch mit ihm war es anders, noch schlimmer. Zudem kämpfte Mona nach ihren Begegnungen mit unerlaubten Gedanken. Sie träumte – im Schlaf und im Wachen – von Timur. Beim nächsten Treffen war sie dann stets noch nervöser. Diese Spirale der Panik schien sich unaufhaltsam ins Unendliche zu schrauben.

Irgendetwas hatten ihre Träume mit der Tatsache zu tun, dass sie Mann und Frau waren, so viel wusste sie. Wobei der Unterschied zwischen den Geschlechtern für Mona in deren Körperbau lag – und nur darin: Es war klar, dass Frauen zarter waren, breitere Becken hatten, schmalere Schultern und mehr Brust als Männer. Ansonsten unterschieden sich die Menschen in den schwarzen Ganzkörperanzügen nicht voneinander. Von androgynen Frauentypen oder jeglicher Form nicht-binärer Identität wäre Mona ähnlich verwirrt worden wie alte weiße Männer zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Doch solche Menschen existierten im Skript von Occasio ohnehin nicht, es sollte schließlich alles möglichst einfach bleiben.

Selbst für die ein oder zwei homosexuellen Charaktere, die in Monas Leben aufgetaucht waren, hatte ein schwuler Psychologe drei Jahre bei jedem Teamtreffen mit dem Satz: »Im Übrigen bin ich der Meinung, dass die nicht diverse Gesellschaft zerstört werden muss«, kämpfen müssen.

In den Träumen, die Mona seit geraumer Zeit verfolgten, tat sie Sachen mit Timur, die sie nicht benennen konnte und die sie nicht einmal ihrer besten Freundin Isabel erzählt hätte. Instinktiv wusste sie, dass diese Träume etwas Verbotenes waren, etwas, das nicht in diese Welt passte. Sie wollte Timur viel näher sein als es der Ein-Meter-Abstand, den sie verinnerlicht hatte, zuließ. Das war falsch. Dafür gab es keine Bilder in Mona, es gab nur dieses klare Bewusstsein nach dem Aufwachen, dass gerade etwas in ihrer Vorstellung passiert war, das nicht sein durfte. Sie wollte alles mit ihm tun und alles mit ihm teilen. Sie wollte so nah bei ihm sein, dass sie für einen Moment vergessen konnte, wo die Grenze zwischen ihnen war, wo er anfang und sie aufhörte. Es war nicht das, was ihre Eltern Liebe nannten. Es war dringlicher.

Einmal war sie als Kind ins Zimmer geplatzt, als sich die Hände der beiden gerade intensiv ineinander verschlungen hatten. Die Intimität des Augenblicks war unangenehm gewesen. Ihre Eltern waren auseinandergesprungen und hatten angefangen, über einen Film zu plaudern, den sie im Kino sehen wollten.

Mona bestärkte dieses Erlebnis in ihrem Wissen, dass Babys nach solchen Umschlingungen materialisiert werden konnten. »Das Wunder des Lebens« nannte man das. Als sie klein war, hatte sie ein Kinderbuch mit den entsprechenden Erklärungen gehabt. Sie erinnerte sich an die Zeichnung der beiden Hände, die ganz miteinander verschmolzen waren. Mit etwas Glück, so glaubte sie seither, konnten die weiblichen und männlichen Energien sich bei solch einem Hand-

kontakt lang genug verbinden, dass daraus ein klitzekleiner Junge oder ein klitzekleines Mädchen in einem schwarzen Anzüglein entstand. Die Zeichnungen des Kinderbuches hätte Mona schon mit sechs Jahren besser malen können als der Illustrator, dennoch waren sie eindrücklich gewesen. Genauso wie der Satz, den sie aus der Bildbeschreibung im Kopf behielt: »Die Materialisierung kann man sich wie ein Zusammentreffen von zwei Farben vorstellen – mischt du sie, bekommst du eine dritte.«

Das Buch war Monas Aufklärung gewesen. Sonst sprach ihre Familie wenig von diesem Thema, erst recht nicht, als sie älter wurde. Die Schule hatte ihr die Regeln des Anstands beigebracht, die sie für das tägliche Leben brauchte, wie das moralische Gebot, dass sich Gedanken an das andere Geschlecht nicht gehörten. Natürlich kannte sie aus Filmen und Liedern Geschichten über Menschen, die sich verliebten. Sie kannte ältere Paare, Freunde ihrer Eltern, die ebenfalls zusammenlebten, aber die Hände selbst mit einem Mann zu verschlingen, so weit war sie nie gekommen. Das war alles Theorie, deren praktische Umsetzung für Mona in ferner Zukunft lag.

In der Schule hatte sie einmal einen Jungen toll gefunden, Karl. Sie erinnerte sich noch an seinen wippenden Gang und den Hip-Hop-Bass, der immer aus seinen Headphones dröhnte. Mona war auch damals verwirrt.

Doch dann tauchte in ihrer Lieblingssendung, die sie jeden Tag sah, wie von Zauberhand eine coole Moderatorin auf. Sie hieß Rebecca und strahlte alles aus, was Mona mochte: Sie liebte Musik, war supernett, hatte viele Freund:innen, die ständig zu Gast waren und mit ihr über gesellschaftliche Themen oder die neuesten Charts plauderten, und sie schien ganz normal und gleichzeitig viel cooler als ihre Eltern zu sein. Rebecca erzählte immer wieder eindringlich, dass Hei-

raten zuerst kommen müsste. Selbst der Jugendsender war jedoch nicht so provokativ, näher darauf einzugehen, was genau *danach* kommen durfte. Um Mona davon abzubringen, sich weiter Gedanken über Karl zu machen, reichte die tägliche Fernsehberieselung, denn ihr war klar, dass sie mit fünfzehn nicht heiraten wollte.

Die Hochzeit ihrer Eltern war ein Jahr vor ihrer Materialisierung gewesen, ihr Vater war damals achtzehn und ihre Mutter neunzehn gewesen. In den Erzählungen der beiden wimmelte es von Tauben, Blumen in Rosa, Weiß und Lila, ungetrübtem Sonnenschein, lachenden Menschen und fröhlicher Musik bis tief in die Nacht. Sie lebten seitdem zusammen und wirkten glücklich. Es schien diese Geschichten zu geben. Die Perfektion wirkte jedoch unerreichbar. Mona fragte sich, wo plötzlich jemand auftauchen sollte, mit dem sie sich so verbunden fühlte, dass sie ihn sofort heiraten wollte.

Ohne das Wissen blieb Mona nur die Scham. Sie ahnte, dass ihre Fantasien über Timur unanständig waren, hatte aber keine Worte für ihre Sehnsucht. Wollte sie mit ihm zusammenleben? Mit ihm eine Familie gründen? Vielleicht. Vielleicht auch nicht.

Mona schob diesen Gedanken weit von sich. Die Leere, in der sie sonst zu Hause war, konnte zwar schmerzhaft sein, jetzt, kurz vor der Präsentation, erschien sie ihr als der bestmögliche Zustand. Sie richtete die Kamera noch einmal aus, kontrollierte das Gemälde hinter sich. Dann schaltete sie das Testbild ein und blinzelte sich zweimal zu, als würde sie einer guten Freundin auf der Straße begegnen. Der sachte Geruch nach Farbe umfing sie, als sie tief einatmete.

Er kam aus feinsten Duftdrüsen an der Decke und am Boden, die das Programm sofort aktivierte, sobald Stifte in Reichweite waren. Dass ein 3-D-Farbstift nicht roch wie ein Kasten Ölfarbe, sondern in der Realität eher die geruchs-

neutrale Ausstrahlung einer Plastiktüte hatte, wusste Mona nicht.

Der Garten war ein brummender Tummelplatz für alles, was Flügel hatte. Brandon überkam auf der Terrasse seiner Mutter oft das Gefühl, die einzige Steigerungsmöglichkeit seines Wohlbefindens bestünde darin, sich augenblicklich in eine Hummel zu verwandeln. Das Grundstück lag in der einzig verbliebenen Drohnen-Flugverbotszone der Vorstadt und der Himmel war im Gegensatz zu dem über Brandons kleinem Balkon nicht erfüllt vom Surren der Maschinen.

Die meisten Blumenarten, die ringsum die Terrasse wuchsen, kannte Brandon nicht mit Namen. Es waren zu viele. Nelken, Garten-Fuchsschwänze, Rittersporn, Kapuzinerkresse, Löwenmaul, Petunien, Ringelblumen, Königskerzen, Stockrosen, Lilien, Kokardenblumen, Mohn und Hohe Flammenblumen wucherten wild durcheinander. Fast jede Woche kam eine neue dazu. Wenn Brandon seine Mutter überhaupt bei der Gartenarbeit sah, dann pflanzte sie gewöhnlich Irgendetwas Blühendes ein. Den Rest überließ sie dem Regen und der Sonne, daher war ihr schon mehrmals in Hitzeperioden der halbe Garten verbrannt. Aber nach dem Dauerregen der letzten zwei Wochen spross und rankte es hier wie im Paradies.

Auch Mr. Brightsight, der schwarze Labrador seiner Mutter, der sich wie gewöhnlich einen schattigen Platz direkt unter dem großen Flieder gesucht hatte, fühlte sich sichtlich wohl. Er zuckte nur ab und an im Traum, weil er einer überdimensionalen Wurst hinterherrannte, oder wedelte mit einem seiner großen Schlappohren, um eine störende Fliege zu verjagen.

Brandon nahm einen Schluck von dem duftenden Kaffee und sah seine Mutter, die auf eine Antwort wartete, an.

»Also war's gut?«, wiederholte Lilli.

»Ja, kann man so sagen.«

Manchmal fühlte sich Lilli durch Brandons Verhalten an seine Schulzeit erinnert, als er auf Fragen nach seinem Tag stets einsilbig reagiert hatte. Schon damals war er ihr nicht so leicht davongekommen. Es war ihr wichtig sicherzustellen, dass es ihrem Sohn gut ging. Dazu gehörte heute, dass er einen Job hatte, der ihm gefiel. Wenn er schon unbedingt in dieser seltsamen Firma arbeiten musste, dachte Lilli, über die im Internet so gut wie nichts herauszufinden gewesen war: Occasio, das klang so vielsagend, man wusste nicht, ob die Angestellten dort Tofu herstellten, Wasserstofffahrzeuge entwarfen oder Putzsklav:innen in römischen Kostümen verwalteten. In Lillis Kopfkino konnte man einen Verhaltensbiologen für alles Mögliche gebrauchen.

»Ja, Mama, es war gut. Frenzen hätte mir vorher etwas mehr erzählen können, aber ich denke, ich kann das, was sie von mir wollen, abliefern.« Brandon berührte seine Mutter sanft am Unterarm, um ihr zu signalisieren, dass alles in Ordnung war. Sie wünschte sich für ihn, dass das Praktikum der perfekte Start ins Berufsleben wäre und Occasio ihn später übernehmen würde. Ein fester Job war die Grundvoraussetzung für Unabhängigkeit, das hatte sie ihm eingeschärft.

»Was machst du denn da jetzt genau?« Lilli warf ihre rot gefärbte Mähne zurück und rückte ihr Stirnband zurecht.

Ihre Haare ließen sie stets jünger wirken, wenn ihre klimpernden Ketten, Armbreife und die farbenfrohe Kleidung das nicht ohnehin erledigten. Noch immer konnte ihr Anblick jeder und jedem den Atem rauben, solche Lebendigkeit und solches Feuer strahlte sie aus.

Brandon überlegte, wie er ihr seine neuen Aufgaben beschreiben sollte, die hauptsächlich in Messungen und Auswertungen von Körperwerten bestanden.

Das Gespräch mit Professor Frenzen war sehr angenehm verlaufen und hatte ihm die leisen Zweifel, die ihm wegen

des Scheiterns der vorherigen Versuchsreihen gekommen waren, genommen. Alles war gut, sagte er sich. Nach dem Kaffee würde er sich auf ein oder zwei Bier mit Frank und Kai in seiner Lieblingsbar treffen. Ein entspannter Abend also. Niemand würde auf ihn warten und ihm vorschreiben, wann er zu Hause sein musste. Und morgen würde er trotz allem wieder ausgeschlafen, sich seiner Verantwortung voll bewusst, in der Beobachtungsstation sitzen. Es lief, dachte Brandon.

»Gerade untersuchen wir den Hormonhaushalt der weiblichen Versuchsperson. Er schwankt stark und reagiert besonders auf ein bestimmtes Objekt.« Brandon ließ seine laute Lache hören, für die er schon in der Schule bekannt gewesen war. Er dachte an Monas Kurve, als die Figur Timur auf dem Bildschirm erschienen war. Wie vorhergesehen waren die Hormonwerte explodiert. Brandon liebte es, wenn sich eine Annahme so kinderleicht wissenschaftlich bestätigen ließ. Sie würden nicht mehr viele Versuche benötigen, und der Beweis wäre eindeutig. Ein Glücksfall bei einem so breit gefächerten ethologischen Ansatz, der viele Wirkungsfaktoren auf das Verhalten der Versuchsperson einbeziehen musste.

»Auf was für ein Objekt reagiert sie? Einen Dildo?« Wie immer nahm Lilli kein Blatt vor den Mund.

Die Zeiten, in denen Brandon die Freizügigkeit seiner Mutter peinlich gewesen war, waren aber vorbei. Längst hatte er es aufgegeben, ihr Sexualleben oder ihre scheinbar allen und allem gegenüber offene Weltanschauung infrage zu stellen. Sie war eben, wie sie war, und falls er jemals eine Person finden würde, mit der er es länger als drei Monate aushielt, müsste diese ebenso klug, wild und freiheitsliebend sein wie seine Mutter. Gleichzeitig dürfte sie nicht bindungsgestört sein und müsste eine Familie wollen.

Manchmal flüsterte Brandon den Frauen nachts, wenn er

sicher war, dass sie schliefen, etwas ins Ohr. Erzählte von seinem Vater oder der Unsicherheit, die er empfand, wenn er seinen Vornamen aussprach. Dann war er froh, ein kleines glucksendes Schnarchgeräusch aus dem Kissen neben sich zu hören.

Am Morgen danach vermied er solche Gespräche.

Wenn sich dann keine tieferen Gefühle zu der Frau einstellten, analysierte Brandon das Scheitern aufwendig und schonte weder das Gegenüber noch sich selbst. Mittlerweile ging seine Analyse so weit, dass er bereits während des Gesprächs mit einer potenziellen Partnerin ihre Sätze im Kopf wieder und wieder durchging und sich fragte, ob seine zukünftige Freundin wirklich so sprechen würde, den Kopf so halten würde, auf diese Weise an ihrem Drink nippen oder mit dieser Geste eine Fliege verscheuchen würde.

Dabei vermisste er die Leichtigkeit, die ihn sonst durch das Leben trug, und ihn beschlich langsam das Gefühl, dass die Traumfrau, mit der er sich eine Beziehung vorstellen könnte, überhaupt nicht existierte.

»Nein, Mama«, antwortete er mit einem gespielt bösen Lächeln, »sie reagiert auf einen echten Mann. Also so echt, wie es im Rahmen des Experiments möglich ist.«

Brandon dachte an die Vertraulichkeitsklauseln seines Vertrags, die er grob überflogen hatte. Sie füllten in seiner Erinnerung mindestens zehn Seiten. Er überlegte, ob ein Gespräch mit seiner Mutter schon einen Vertragsbruch darstellte. Doch gab ihm der Gedanke Sicherheit, dass Lilli niemals mit anderen über sensible Inhalte aus seinem Leben sprechen würde. Das war eine ihrer Qualitäten, für die er sie liebte.

»Was ich dir da erzähle, ist geheim«, fügte er dennoch sicherheitshalber hinzu.

Mr. Brightsight knurrte wie zur Bekräftigung wohlwollend, sah jedoch nur einen prall gefüllten Futternapf im Traum vor sich.

»Ich sag's keinem. Nicht mal den Mädels!«, gelobte Lilli, als wäre sie eine Zwanzigjährige, die von ihrem Freund das Versprechen abgenommen bekam, über die gemeinsamen Drogenerlebnisse zu schweigen. »Aber jetzt mal Klartext: Was heißt denn ›so echt, wie im Rahmen des Experiments möglich?«

»Na, die Versuchsperson lebt in dieser virtuellen Realität. Dort begegnet sie allen möglichen Menschen. Der Mann, der die Hormonausschüttung bewirkt hat, ist eine dieser virtuellen Figuren.«

Lilli starrte ihren fünfundzwanzigjährigen Sohn genauso an, wie sie auf einen unartigen Schüler reagiert hätte. Einen Augenblick lang versuchte sie, das Gehörte einzuordnen. Ihr Bauchgefühl warnte sie, weitere Fragen zu stellen, und doch konnte sie nicht anders. Sie rückte ihren Gartenstuhl, den sie zusammen mit dem ganzen Haus von einer älteren Lehrerkollegin geerbt hatte, näher an Brandon heran. Das Metall kreischte über die Steinplatten.

»Wahnsinn. Aber na ja, sie wird wissen, warum sie an diesem Experiment teilnimmt«, versuchte Lilli sich selbst zu beruhigen, »es ist schließlich ihre Entscheidung, dort zu leben. Her choice.«

»Nun ja ...« Brandon stockte und lachte erneut nervös.

»Sie wusste vorher, an was sie da teilnimmt, oder?« Lillis Instinkt wies ihr den Weg durch das Dickicht des Schweigens, das Brandon plötzlich zu umranken schien.

»Ähm, ich bin mir nicht sicher«, gab er zu.

»Weiß sie denn, dass sie in dieser virtuellen Realität ist?«

Wieder lachte Brandon. »Natürlich nicht.« Sobald er die Worte ausgesprochen hatte, merkte er am Gesichtsausdruck seiner Mutter, dass er etwas Entsetzliches gesagt haben musste.

Lilli fand nur mit Mühe Worte, die ihrem Schock gerecht

wurden. »Das heißt, sie wird dort gegen ihren Willen festgehalten?«, versicherte sie sich schließlich.

»Äh, nein, ich meine ... sie WEISS nichts von dem Experiment oder der virtuellen Realität, sie kann also nicht dagegen sein.« Brandons Stimme wurde immer leiser, seine Argumentation kam ihm selbst schwach vor.

»In was für einem Raum ist sie da?«

»Das ist eher eine Halle, und wir, die Technik und das Psychologieteam, sitzen um die Halle rum und schauen, was passiert«, erklärte Brandon vorsichtig. »Das ist wissenschaftlich superspannend.« Seine Mutter sollte seinen Job mögen und er vermutete zu Recht, dass sie das jetzt schon nicht tat.

»Da ist also eine Frau in einer Halle, die ihr beobachtet? Das ist dein neuer Job?«

»Ja, irgendwie schon.«

»Und diese Frau ...«

»Sie heißt Mona.«

»Aha, also Mona ... ist dort gefangen und lebt in einer virtuellen Realität, in der ihr Männer für sie auswählt, die dann ihren Hormonspiegel durcheinanderbringen.«

Der Verlauf des Gesprächs gefiel Brandon ganz und gar nicht. Es war absehbar gewesen, dass seine Mutter beim Thema Sexualität und Selbstbestimmung nachdrücklich ihre Meinung vertreten würde. Sie bewaffnete sich alle paar Wochen mit Megafon und selbst gemalten Schildern, um für solche Themen auf die Straße zu gehen, und leitete Kurse zur sexuellen Frühaufklärung an ihrer Schule. Ganz abgesehen von ihren Affären im Kollegenkreis, über die sie wahrscheinlich ein Lehrbuch hätte schreiben können: »Der Liebesakt und seine Folgen«. Details über solche Geschichten zu erzählen, hatte er ihr untersagt. Seit er als Vierzehnjähriger morgens um drei seinem verheirateten Chemielehrer auf dem Gang zum Badezimmer begegnet

war, blendete Brandon diesen Teil des Lebens seiner Mutter lieber aus.

»Mama, mir ist klar, wie das klingt! Aber das hat nichts mit Sex zu tun! Sie hat gar keinen Sex!«, verteidigte Brandon seine neue Aufgabe.

»Hat sie nicht?«

Ihm war sofort klar, dass seine Strategie nach hinten losgegangen war.

»Nein, unser Projekt beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Fehlen des Tastsinns in der Wahrnehmung. Du musst dir das so vorstellen: Mona ist ein Mensch, der gelernt hat, nur mit Hören, Riechen und Sehen durch die Welt zu kommen. Es ist eine einmalige Chance, mehr über menschliches Verhalten herauszufinden.« Den letzten Satz hatte Professor Frenzen heute wörtlich zu ihm gesagt.

»Es klingt eher wie ein grausames Experiment!« Lilli war jetzt nicht mehr auf ihrem Stuhl zu halten. »Die Haut ist deshalb unser größtes Organ, weil sie so wichtig ist! Menschen können nicht auf ihr Fühlen verzichten! Das macht uns zu dem, was wir sind. Hast du dir mal zugehört? Wie hat Mona gelernt, auf den Tastsinn zu verzichten? Hatte sie eine Wahl?« Lilli nahm im Stehen einen schnellen Schluck von ihrem Kaffee.

»Das weiß ich nicht«, gab er kleinlaut zu. »Ich meine, es gibt Gesetze. Sie ist keine Gefangene.«

Lilli setzte ihre Tasse geräuschvoll auf dem metallenen Tisch ab. Der schwarze Labrador sprang durch das Geräusch geweckt auf und sah sein Frauchen erwartungsvoll an. Doch Brandons Mutter tätschelte ihm nur liebevoll den Kopf, so dass er sich sofort wieder unter den Flieder zurückzog.

Es hätte Brandon nicht gewundert, wenn seine Mutter ihn nun an den Schultern gepackt und gerüttelt hätte, um ihn wie eine feststeckende Kugel in einem Kipp-Holz-Labyrinth

aus seinen in ihren Augen irreführenden Gedankengängen zu befreien. Stattdessen pikste sie ihn mehrmals liebevoll in die Seite, zog ihn vom Stuhl hoch und drückte ihn an sich. Er roch das Henna in ihrem Haar und wunderte sich über die so unpassende plötzliche Umarmung. Zwar bestätigten sie sich selbst in hitzigen Diskussionen immer ihre gegenseitige Zuneigung durch ein sanftes Streicheln über Arm, Kopf oder Schultern, doch jetzt entsprach Lillis Handeln nicht der Stimmung zwischen ihnen.

Entsprechend ruckartig ließ sie von ihm ab. »Berührung«, sagte sie, und das Wort stand eine gefühlte Ewigkeit zwischen ihnen, während sie Brandon auf Armeslänge entfernt hielt und ihm intensiv in die Augen sah, »stell dir mal vor, Branbran, du hättest sie nicht!«

Lilli nannte ihn selten bei seinem Spitznamen. Dieser war entstanden, als Brandon sprechen gelernt und sich mit der englischen Aussprache seines Namens schwergetan hatte. Autogetöse hingegen konnte er damals schon gut nachahmen. So war aus Brumbrum Branbran geworden.

Das Liebevolle dieses Wortes klang wie die Umarmung in der plötzlichen Stille zwischen ihnen nach. Solange sie zu zweit waren, empfand Brandon nicht die Peinlichkeit, die er sonst in den Namen hineininterpretierte, sondern das Gegenteil: eine Sicherheit, die nur das Heimatgefühl gab, das man in Gegenwart eines geliebten Menschen spürte. Gleichzeitig hatte er jetzt den Eindruck, seine Mutter zu enttäuschen und das war für ihn eine völlig neue Erfahrung.

Das Summen um sie herum war für einige Sekunden überlaut hörbar. Brandon wusste nicht, was er sagen sollte. Natürlich war es unvorstellbar, auf Berührung zu verzichten.

»Und Frenzen hängt da mit drin?«, fragte Lilli nach langen Sekunden des Schweigens, als würde sie über einen Verbrecherclan sprechen.

»Er ist der Chef von Occasio. Und das ist Occasios Experiment«, murmelte Brandon und setzte sich langsam wieder.

Auch Lilli nahm erneut Platz, kam aber keineswegs zur Ruhe: »Was heißt hier Experiment? Menschenversuch trifft es wohl eher! Ich verstehe bloß nicht, was die damit wollen. Ich meine: Was bringt denen das?«

Eine gute Frage, dachte Brandon. Frenzen lehrte nur einmal in der Woche an der Universität. Er musste also sein Geld mit der Firma verdienen. Bei allem, was Brandon bisher gesehen hatte, konnte er sich allerdings beim besten Willen nicht vorstellen, wie Occasio dabei Gewinne erwirtschaftete.

»Es ist wissenschaftlich sehr interessant«, wiederholte Brandon, die Worte kamen ihm jedoch nur noch wie leere Hülsen vor.

»Sicher, wenn man vom menschenverachtenden Standpunkt mal absieht. Warum machen die das? Ist Mona die Einzige? Haben die noch mehr Menschen, die irgendwo da draußen in irgendwelchen VR-Hallen leben? Was ist der Plan?«

Brandon sah über die Hecke zum Nachbarhaus hinüber. Irgendwo brummte ein Mähroboter, Kinder spielten lautstark mit einem Humanoiden fangen. Die Gartenidylle konnte ihn nicht beruhigen. Er hatte erwartet, dass seine Mutter stolz auf ihn sein würde. So wie bisher. Ihm war es leichtgefallen, in allem der Beste zu sein, und sie hatte ihn dafür gelobt – so war es immer gewesen. Natürlich hinterfragte sie die Dinge kritisch und erzog ihn dazu, dasselbe zu tun, aber nie hatte sie eine seiner Entscheidungen grundlegend angezweifelt. Jetzt sprach sie von »menschenverachtend« im Zusammenhang mit einem Projekt, an dem er beteiligt war. Das konnte in Brandons Augen zwei Dinge bedeuten: Entweder seine Mutter übertrieb mal wieder maßlos oder die Versorgungslösung IV war nicht sein Sprungbrett in eine erfolgreiche Zukunft als Verhaltensbiologe, sondern etwas ganz anderes.

Zum ersten Mal seit seiner Vertragsunterzeichnung fragte sich Brandon, was überhaupt mit »Versorgungslösung« gemeint war. Ihm kam der berechtigte Verdacht, dass er heute im Gespräch mit Frenzen viel weniger erfahren hatte, als es zu wissen gab. Während er über die aufgeplatzten Metallränder des Kaffeetischchens strich und sich vorstellte, er könnte die fein in seine Fingerkuppen stechende Oberflächenstruktur nicht ertasten, fragte Brandon sich, wie es wohl war, nicht zu fühlen. Interessant? Wissenschaftlich interessant?

Der Bass fuhr direkt in die Knochen. Mona liebte diesen Song, die ersten Beats mit ihren groovenden Loops, zu denen ihre Beine sich einfach bewegen mussten, sie liebte die Melodie und den herbeigesehnten Einsatz der Sängerin, deren Worte ihr aus der Seele sprachen: »Last night a DJ saved my life.« Sie öffnete einige Sekunden die Augen, Isabel neben ihr war genauso in die Musik versunken wie sie. Ihre Arme bewegten sich schwingend im Takt und ihr Kopf zog Schlangenlinien in die Luft, als würde ihre Freundin an einem Wettbewerb im Achten-Nachzeichnen teilnehmen. Nie wirkte sie so selbstsicher wie beim Tanzen. Das konnte Mona gut nachvollziehen, denn hier waren sie zu Hause, hier gehörten sie hin.

Das ganze Team hinter den Glasscheiben tat alles dafür, Monas Freude an rhythmischer Bewegung zu fördern, denn schließlich sollte sie trotz der täglich hohen Kalorienzufuhr fit bleiben. Eine tanzbegeisterte Freundin wie Isabel war nur ein kleiner Baustein im großen Plan von Occasio.

Die Scheinwerfer zauberten eine Lichtshow in Weiß- und Gelbtönen auf die dunkle Tanzfläche. Mittlerweile waren dort genügend Menschen, um sich unbeobachtet zu fühlen. Die Wirkung der Musik auf Monas Laune war durchschlagend. Bei jedem lauten Ringen des Telefons im Song und jedem Autobremseräusch durchfuhr es sie. Der Schlag ihres